

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 27 (1947-1948)
Heft: 7

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

* Bücher-Rundschau *

Redaktion: Dr. F. Rieter

Natur und Geist

Die *Festschrift für Fritz Medicus* spiegelt nicht das Werk des Lehrers, wie dies die meisten Festschriften tun. Nur in einem Aufsatz kommt ein ehemaliger Schüler zu Wort. Das liegt an der eigenartigen Stellung eines Dozenten an der Freifächerabteilung der E.T.H. Umso reicher entfalten sich die Beiträge von gleichgestimmten Freunden aus aller Welt, sodaß man wohl sagen kann, daß es die erste auch im räumlichen Sinne europäische Publikation dieser Art seit dem Kriege ist. Die Herausgeber, *Hans Barth* und *Walter Rüegg*, haben keine Mühe gescheut, in ausgedehnter und zeitraubender Korrespondenz die durch den Krieg abgerissenen Fäden wieder zu spinnen. Ihre Arbeit hat sich gelohnt und so konnte die Schrift, wenn auch mit einigen Monaten Verspätung, dem Jubilaren auf den Geschenktisch gelegt werden. Nur wenig kann hier berührt werden aus der Fülle dieser philosophischen und philosophiegeschichtlichen Aufsätze¹⁾.

Hans Barth geht dem Begriff der Toleranz nach und legt seine beiden möglichen Wurzeln frei: Toleranz als eine aus gegebenen Verhältnissen resultierende, von kluger Politik geforderte Verhaltungsweise einerseits, oder aber als auf religiösenphilosophischer Einsicht in die Beschränktheit und Zeitgebundenheit jedes religiösen und symbolischen Denkens beruhende Gemeinsamkeit jeder echten Religiosität. So ist zwar Toleranz keine Religion, aber sie ist «ein Bestandteil der Religion, die ein sieht, daß das, was sie als Wahrheit versteht, nur das unangemessene Abbild der einen Wahrheit sein kann».

Einen beachtenswerten Beitrag zur Diskussion um Deutschland bildet die Untersuchung von *Julius Ebbinghaus* «Über die gegenwärtige Lage der Geisteswissenschaften in Deutschland». Als wichtigstes Merkmal der Krise der Geisteswissenschaften sieht er das „Hineinragen von Bastardprinzipien, die einen Grund weder in den historischen Tatsachen noch in verifizierbaren Forderungen an den Menschen hat“. Nicht alle Geisteswissenschaften sind gleichermaßen betroffen worden. In klassischer Philologie, mittelalterlicher Geschichte und der Linguistik in vielen Vertretern blieb die ruhmreiche Tradition aufrecht erhalten. Ebbinghaus fordert die Rückkehr zu sauberem Denken, das dem unseligen Hang, mit unzureichenden Mitteln zu philosophieren, ein Ende machen würde.

Die „Problemskizze zu Goethes Faust“ von *Richard Hoenigswald* eröffnet neue Aspekte der Homunculusgestalt. Mit dem Blick auf das Ganze der Dichtung verbindet sich eine souveräne Beherrschung der geistesgeschichtlichen Probleme. „Wagners unbezwingerbarer Forscherdrang atmet bereits, obzwar eng und allenthalben umstrickt von den Fesseln mittelalterlicher Naturphantastik, den Geist der neuen Zeit; Homunculus, das Erzeugnis jenes Dranges, bekennt sich schon offen und in konkreten Formen zu diesem Geist; er ahnt zumindest, freilich in der Dürftigkeit seiner halben Existenz, die Werte, die in der griechischen Antike schlummern; während Faust, im Vollbewußtsein der Größe seines Vorhabens, die Schätze des klassischen Altertums zu heben unternimmt“. Die große Klippe solcher Arbeiten, systematisierende Vergewaltigung, wurde glücklich umschifft; ja, eine bemerkenswerte Äußerung scheint Zukunftsmusik zu verheißen. „In der freien Entfaltung der künstlerischen Form gestaltet sich ein philosophischer Lehrgehalt“, nicht umgekehrt. Die Studie deutet Möglichkeiten an, die weit über die noch nach rückwärts verpflichtete Formulierung des zweiten Teiles dieses Satzes hinausgehen.

Ein ungemein lebendiges Bild der ersten Jahrzehnte des vierten vorchristlichen Jahrhunderts in Athen zeichnet *Herman Schmalenbach* in seinem Aufsatz

¹⁾ Natur und Geist. Fritz Medicus zum 70. Geburtstag, 23. April 1946. Herausgegeben von Hans Barth und Walter Rüegg. Rentsch, Erlenbach-Zürich 1946.

«Platons Absage an die Politik». Das Verständnis des Dialoges „Gorgias“ besonders und der mit ihm zusammenhängenden Schriften wird in einer Hinsicht wesentlich vertieft, indem Schmalenbach nachweist, daß die leidenschaftliche Verteidigung des Sokrates und der heftige Angriff gegen die sophistische Machtlehre nicht einem imaginären Gegner des Sokrates gilt, sondern Mitgliedern von Platons eigener Familie, deren Adel nur noch in einem durch die neuen Strömungen gesteigerten Machtanspruch, nicht mehr in der höheren Verpflichtung dem Staat gegenüber beruht. Platon aber ist durch Sokrates vollständig gewandelt worden, darum verteidigt er sich selbst in Sokrates. Eine wichtige Erkenntnis scheint sich mir daraus für den Gestaltwandel des Sokrates im platonischen Werke zu ergeben. So wird nämlich an einem bestimmten Beispiel greifbar, wieso sich Sokrates mit Platon wandelt und ihn fast bis zum Lebensende in seinem Werk als Träger der eigenen Erkenntnisse begleitet. Wesentlich skeptischer wird man sich den neuen chronologischen Ansätzen der ersten platonischen Schriften gegenüber verhalten, da sie zu sehr auf Kombinationen mit unzuverlässigem biographischen Material beruhen.

Der bekannte französische Plotinherausgeber, *Emile Bréhier*, nimmt in einem kurzen Aufsatz Stellung zur pariserischen Modeform des Existentialismus. Heidegger hat nach ihm «transformé l'observation morale en une ontologie et la peinture de nos sentiments en une révélation du monde». Bréhier wird aber so wohl kaum weder der Hintergrundigkeit Pascals noch der heideggerschen Denkform gerecht und trifft nur die Literatenverwässerung Sartres. Der Artikel verrät etwas die Unsicherheit des ‚Offiziellen‘ vor einer ganz neuen Situation, die man nicht hat kommen sehen.

Nur im Vorbeigehen sei noch der reiche Aufsatz *Ernst Hoffmanns*, ‚Begriffsbestimmung der christlichen Philosophie‘, gestreift, der sein bedeutsames Werk ‚Platonismus und Mystik im Altertum‘ in weitere Zusammenhänge stellt und das Eigentümliche christlicher Rezeption der Antike herausarbeitet.

Leider kommt ein wichtiges Arbeitsgebiet der Philosophie in dieser Sammlung etwas zu kurz, die philosophische Bewältigung der Naturwissenschaften und der Technik. Nur solche Besinnung allein kann wohl die neuen Dämonen bändigen.

Hermann Koller.

Der Wiener Kongreß

Nicolsons Wiener Kongreß ist ein herrliches Buch¹⁾! Zuerst wird der glückliche Besitzer in heller Freude die vom Verlag beigesteuerten vorzüglichen Illustrationen, die Skizze von Isabey's Gemälde zum Wiener Kongreß und die Meisterporträts von Thomas Lawrence bewundern und ausrufen: Endlich ein Buch mit Bildern ersten Ranges, die uns wie keine andern die Zeitgenossen nahe bringen! Aber auch vom Buche selber muß gesagt werden: Endlich eine befriedigende und zugleich glänzende Darstellung des Wiener Kongresses, die nur in der knappen, die diplomatischen Zusammenhänge scharf zusammenfassenden Untersuchung von Charles K. Webster, *The Congress of Vienna* (London 1919), einen ebenbürtigen Vorgänger hat. Das in dieser Zeitschrift im Oktoberheft 1944, S. 464/65, besprochene Werk von Karl Griewank leistet gewiß gründliche Kleinarbeit, betont aber viel zu sehr die deutschen Fragen. Das von mir selber angezeigte kleine Buch von Cipriano Giachetti (Aprilheft dieser Zeitschrift 1945, S. 73) ist völlig ungenügende Unterhaltungsliteratur, während allerdings die Berner Dissertation von Hans Rieben (hier besprochen im Märzheft 1943, S. 724/25) einen wertvollen Beitrag zur Forschung auf Grund einer bestimmt begrenzten Frage geboten hat.

Nicolsons Buch ist ihnen allen überlegen, weil es ebenso wissenschaftlich die Dinge klarzustellen wie vorzüglich unterhaltend durch Anekdoten, die immer für das Verständnis der Personen und Ereignisse von Bedeutung sind, zu erzählen weiß. Der übliche Klatsch, der für die politischen Entschlüsse belanglos war, wird nicht noch einmal aufgetischt. Gewiß geht Nicolson vom englischen Standpunkt aus und schildert besonders verständnisvoll die Politik Castlereaghs. Trotzdem muß unum-

¹⁾ Harold Nicolson: *Der Wiener Kongreß oder Über die Einigkeit unter Verbündeten, 1812—1822*. Übersetzung der englischen Originalausgabe: *The Congress of Vienna, A study in Allied Unity: 1812—1822*, London 1947, von Harry Kahn, Atlantis, Zürich 1947.

wunden anerkannt werden, daß gerade die englische Politik dieser Zeit europäische Politik war, und daß sich ihr Bild in diesem Buche zu einem leuchtenden Gemälde europäischer politischer Einsicht, Gesinnung und Praxis ausweitet. Wie keiner zeigt Nicolson nichts geringeres, als daß in Wien wirklich Politik gemacht wurde. Wenn auch 1814/15 die Staatsmänner mit den üblichen Schwierigkeiten einer Siegerkoalition zu ringen hatten, so vergaßen sie doch nicht, daß eine Lösung nur durch wahrhafte Politik, d. h. durch klare und eindeutige Abgrenzung der Machtphasen und der Machtgegensätze, durch wirklichen Ausgleich der Spannungen gefunden werden konnte. Sie sprachen alle noch, selbst der mit den unverschämtesten Ansprüchen auftretende Alexander I. von Russland, eine gemeinsame Sprache, die Sprache des Weltbürgers des 18. Jahrhunderts, die den andern als Mitmenschen, nicht als Barbaren, als Revolutionär oder Reaktionär behandelt; sie bauten das politische Kräfte-spiel noch auf einen gemeinsamen Nenner, auf das Prinzip des europäischen Gleichgewichtes auf, das keineswegs nur eine englische Ranküne, sondern ein von Metternich und Talleyrand ebenso wie von Castlereagh angestrebtes Ziel war. So wird die Geschichte des Wiener Kongresses dank der Kunst Nicolsens zum Beispiel echter, konstruktiver Friedenspolitik, die vor allem den Gegner wieder in die Gesellschaft der Staaten einordnet. Nachdem Napoleon besiegt war, konnte Europa mit Frankreich wieder auf Vertrauen begründete Beziehungen herstellen. Der Referent hätte nur einen Wunsch: Eine universalgeschichtliche Zusammenfassung und Würdigung der Ergebnisse des Wiener Kongresses, die doch betonen müßte, daß die hier geschaffene Ordnung Europas vierzig Jahre lang nicht verändert wurde, daß ein allgemeiner Krieg wie zurzeit Napoleons genau hundert Jahre lang vermieden werden konnte.

Aber eines wird sehr deutlich, daß nämlich der Wiener Kongreß nicht, wie es oft natürlich besonders von liberaler Seite aus geschehen ist, nur vom innenpolitischen Standpunkt aus als Hochburg der Reaktion, die sich unter die Fahne der «Legitimität» stellte, verurteilt werden darf. Gerade ein liberaler Engländer überläßt die innen-politischen Fragen den einzelnen Völkern und weiß, daß sie uns nicht die Einsicht in die große Bedeutung einer gesamteuropäischen Friedensordnung verschließen darf.

Leonhard v. Muralt.

Mussolini wie er war

Vor kurzem erschien das schon lange und mit Interesse erwartete Buch *Cesare Rossis* über Mussolini, unter dem Titel *Mussolini com'era*. Es ist in den letzten Jahren viel über den ehemaligen Diktator, der das italienische Volk in eine noch nie dagewesene Katastrophe hineinriß, geschrieben worden; aber vielfach in verzerrender Weise. Um so wertvoller erscheint dieses Werk, welches in objektiver und anständiger Art einen sehr interessanten Einblick in das Schaffen und Leben Mussolinis der Jahre 1909—1924 gibt¹⁾.

Cesare Rossi kannte Mussolini seit 1909 und stieß 1915 zur Redaktion der von diesem gegründeten Zeitung «Popolo d'Italia». Er nahm an der Gründung der faschistischen Organisationen und am «Marsch auf Rom» teil und bekleidete in den Jahren 1922—24 höchste Ämter, so u. a. als politischer Sekretär des Duce, Chef der Presseabteilung des Ministerpräsidenten und als Mitglied des aus vier Köpfen bestehenden Direktoriums der faschistischen Partei. 1924 im Laufe des Matteotti-Prozesses — obwohl gänzlich unschuldig — durch Intrigen ihm feindlich gesinnter «Parteigenossen» zu Fall gebracht, wurde er auf Grund seiner in den folgenden Jahren ständig wachsenden Opposition gegen Mussolini und das faschistische Regime zuerst des Landes verwiesen, durch italienische Geheimpolizei in Lugano verhaftet, und anschließend zu 30 Jahren Zuchthaus verurteilt, von denen er 16 Jahre im Kerker und 4 Jahre in Verbannung auf der Insel Ponza verbrachte. Kaum jemand ist daher mehr dazu berufen, über Haltung, Ideen und Ansichten Mussolinis in der ersten Phase seines politischen Kampfes zu berichten.

In flüssigem — manchmal ein wenig zu leicht gehaltenem — Stil schildert er die Tätigkeit des «Duce» als Anhänger der sozialistischen Partei, seinen Bruch mit dieser, und den Übergang zur Ideenwelt eines autoritär geleiteten faschistischen

¹⁾ Cesare Rossi: *Mussolini com'era*. Editore Ruffolo, Roma 1947.

Staates. Der Bruch mit der sozialistischen Partei wurde durch die Auffassung Mussolinis verursacht, die geschichtliche Entwicklung eines Landes durch revolutionär-antiparlamentarische Aktionen gewaltsam zu ändern, um den Arbeitermassen zu ihrem Recht zu verhelfen. Wenn diese Auffassung auch der kommunistischen Ideologie nahe kommt, stellte sich doch Mussolini von Anfang an grundsätzlich gegen diese, schon aus Überzeugung, daß in Italien die marxistischen Lehren keinen Fuß fassen würden — besonders nicht bei einer derartigen katholisch-gemäßigten Einstellung, die 80 % des italienischen Volkes leitete. Wenn auch republikanisch gesinnt, erkannte Mussolini, unterstützt durch monarchisch-freundliche Strömungen seiner Anhängerschaft — daß in den Jahren 1920—22 an eine Ablösung der Monarchie durch eine Republik nicht zu denken sei, ohne den größten Teil des Volkes gegen sich und die faschistische Partei aufzubringen. In beiden Punkten — sowohl hinsichtlich Religion als auch Staatsleitung — erfaßte Mussolini mit erstaunlicher Weitsicht — eine Gabe, die ihm merkwürdigerweise später gänzlich fehlte — das Richtige und Wesentliche, ohne sich durch Einflüsterungen radikaler Kreise beeinflussen zu lassen.

Aktuell und interessant sind die Schilderungen Rossis über die Beziehungen Mussolinis zu Männern der damaligen politischen italienischen Welt wie Giolitti (italienischer Ministerpräsident des Jahres 1921), De Nicola (derzeitiger Präsident der italienischen Republik, 1921 Präsident des Parlaments), Nenni (Führer der italienischen Sozialisten), D'Annunzio, Badoglio, den er sehr schätzte, und bedeutenden heutigen Parlamentariern wie Nitti, Orlando, und dem Philosophen Benedetto Croce, sowie dem berühmten Dirigenten Toscanini, der 1921—1924 begeisterter Anhänger des Faschismus war (!), und andere mehr.

Beachtenswert und heutzutage nur wenigen bekannt ist die von Rossi in seinem Kapitel über die Machtergreifung durch den Faschismus geschilderte Tatsache, daß Mussolini auf ganz legalem Parlamentsweg und ohne Druckmittel sich und die faschistische Partei an die Spitze des italienischen Staates stellte, so daß auf den damaligen sozialistischen und liberalen Kreisen ein gerüttelt Maß Verantwortung für die Folgen ihrer unbegreiflichen Passivität lastet.

In vier weiteren Kapiteln schildert Rossi die Beziehungen Mussolinis zum König — die er als sehr freundschaftlich und durch gegenseitige Achtung geleitet bezeichnet —, zum Vatikan — dem Mussolini durch die Lateranverträge 1928 wesentliche Konzessionen machte und stets der Meinung war, sich mit der katholischen Kirche gut zu stellen —, zum Freimaurertum — welchem er anfänglich mißtrauisch-abwartend gegenüberstand, später aus Opportunitätsgründen ablehnte und auflöste — und zuletzt zu der italienischen Künstlerschaft — der er allzu gerne den faschistischen Stempel aufgedrückt hätte, aber bald das völlige Scheitern dieser Absicht erkennen mußte. Das Buch wird durch Äußerungen Mussolinis über Staatsmänner ausländischer Mächte abgeschlossen. Unter diesen ist sein Urteil über Churchill besonders beachtenswert, den er im Jahre 1923 wie folgt beurteilte: «Churchill ist der weitaus fähigste Kopf Großbritanniens. Er verkörpert in idealer Weise das imperialistische Streben seines Volkes, welches auf einer mehr als drei Jahrhundert alten Tradition basiert». Unverhohlen drückte er auch seine Bewunderung über Lenin und die Führung der Sowjetunion aus. Auch die Urteile über Persönlichkeiten des italienischen politischen Lebens sind zum Teil treffend und klar, ohne jegliche ablehnende Unterschätzung.

Die während Jahren unternommenen Beobachtungen des Charakters und der Psychologie des Diktators durch Rossi bilden den interessantesten Teil des Buches. Sie zeigen deutlich alle schwachen Seiten Mussolinis, wie Überheblichkeit, Überschätzung seiner eigenen Person, Minderwertigkeitsgefühle und Launenhaftigkeit, Eigenschaften, die sich im Laufe seiner politischen Karriere ständig steigerten und in den letzten Jahren seiner Scheinherrschaft unerträgliche Ausmaße annahmen. Hinzu kommt, besonders in den Jahren 1939—45, eine völlige Verkennung der außenpolitischen und militärischen Lage Italiens, die durch schlechte Beratung seiner Umgebung verstärkt wurde. Aber, und das betont Rossi des öfteren, er fühlt sich verpflichtet, auch die guten und menschlichen Seiten des Diktators aufzuführen, auch auf die Gefahr hin, daß ihm dies vielleicht heutzutage noch falsch ausgelegt wird. Gute Anlagen und Absichten waren zweifellos in den ersten Jahren seiner Regierung vorhanden.

Das Buch bildet einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis und zum historischen Studium des Faschismus. Es beweist, daß in Italien schon jetzt eine objektive Schilderung historischer Geschehnisse der jüngsten Zeit möglich ist.

B. W., Rom.

Montgomery

Moorehead hat *Montgomery* als Kriegsberichterstatter von El Alamein bis Berlin begleitet. Damit war er Teilhaber am großen Geschehen vom Oktober 1942 bis Mai 1945. Für die Zeit vorher basiert er auf sicheren Quellen der nächsten Umgebung des seinerzeit umstrittenen, bekämpften, eigenwilligen und gerade darum so interessanten Mannes. Wer den Afrika-Feldzug und die Kämpfe um die Festung Europa studiert, wird mit Gewinn zu dem hier besprochenen Buche greifen, weil es einen der größten Chefs aus unmittelbarer Nähe zeigt. Die ruhige Sachlichkeit, welche Montgomery eigen sein soll, muß auch wegleitend gewesen sein für dessen Biographen. Nur so ist es möglich, daß das Bild des anscheinend vielfach falsch verstandenen und mißdeuteten Feldherrn so geschlossen wirkt wie das Gemälde, das der Maler Salisbury von Montgomery auf die Leinwand brachte¹⁾.

Wir lassen am besten den Verfasser sprechen.

Aus der Zeit der Kämpfe nach El Alamein: „In diesem weiten, leeren Raum bewegten die Heerführer ihre Streitkräfte, als wenn sie ein ungeheuerliches Schachspiel spielten; und Montgomery erwies sich als der erfolgreichste Spieler, nicht weil er den Gesetzen des Krieges zuwiderhandelte oder neue Gesetze erfand, sondern weil er sich mit peinlichster Gewissenhaftigkeit an diese Gesetze hielt, und weil er die Geduld des Mannes hatte, der sein Handwerk versteht, die Geduld des Könners, der keinem gefühlsmäßigen Impuls nachgibt, sondern wartet, bis der Wille des Gegners schwach wird. Montgomery genoß in seinem Heimatland den Ruf eines tollkühnen und die Regeln verachtenden Feldherrn; dabei führte er den Feldzug in Afrika auf sachlichste und kaltblütigste Art.“

Die äußere Aufmachung hatte etwas Theatralisches, Dramatisches; im Kern war alles von unromantischer Logik. Und damit war das Pendel des Wüstenkrieges ein für alle Mal zurückgeschwungen“.

Aus der Zeit der Planung der Invasion in der Normandie: „Immer mehr Leute setzten ihre halb verzweifelte Hoffnung auf den kleinen General mit dem schwarzen Béret, der bald da, bald dort auftauchte, der mit seinem unverwüstlichen Selbstvertrauen, mit seiner drollig naiven Mischung aus Schulbuben-Jargon und religiöser Überzeugung sagte: ‚Wir werden sie haushoch schlagen... Der Herr ist mächtig in der Schlacht...‘“.

Den Politikern kam er mit der gleichen naiven und interessierten Neugierde entgegen. Einer nach dem andern kamen die Kabinettsminister, Eden, Bevin und die übrigen, zu ihm hinaus, um ihn zu besuchen; und gewöhnlich gingen sie zumindest beeindruckt von der ansteckenden Selbstsicherheit des Generals weg. Für Montgomery waren diese Gäste aus der nebelhaften, verzwickten Welt der Politik mindestens so fremdartige Erscheinungen, wie er es für sie war.

„Was ist das für ein Kerl?“, pflegte er zu fragen, wenn ihm wieder der Besuch eines hochmögenden Herrn angekündigt wurde. „Ist es ein braver Kerl?“ Ernst und würdig zogen die hohen Geistlichen, die Politiker und berühmten Leute an ihm vorbei, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß sie nach dem Maßstab, ob sie ‚brave Kerle‘ seien oder nicht, eingeschätzt wurden. Auf Grund dieses einfachen Maßsystems beschauten sich der General die Herren mit der ihm angeborenen Scharfäugigkeit und vertraute dann seine Betrachtungen über sie seinem unveröffentlichten und auch nicht zur Veröffentlichung geeigneten Tagebuch an. Ein gutes Drittel seines wachen Tags verwendete Montgomery auf die Erforschung und Bewertung menschlicher Wesen“.

Montgomery ist der Meister der Schwergewichtsbildung im Angriff der modernen Schlacht geworden. Er hat damit eine uralte Lehre der Kriegsführung in der neuesten Zeit zur Anwendung gebracht und sie auch auf den Einsatz der Luft-

¹⁾ Alan Moorehead: *Montgomery. Eine Biographie*. Übersetzt von Harry Kahn. Scherz, Bern 1946. (Vergl. Besprechung des Buches *Top Secret* im Augustheft 1947, S. 344. Redaktion.)

waffe ausgedehnt. Unter diesen Gesichtspunkten ist vor allem der Briefwechsel zwischen Montgomery und Eisenhower im September 1944 interessant. In einem Brief vom 4. September legte jener ausführlich seine Einwände gegen den Plan des Supreme Headquarters dar und wies darauf hin, daß die alliierten Armeen auf eine große Frontbreite verteilt werden. Dies aber führe dazu, daß sie an keiner Stelle stark genug sein werden, um rasch entscheidende Ergebnisse zu erzielen. Mit Interesse verfolgt man die Controverse über die Ernennung des Oberbefehlshabers für die Operationen in Europa. Daß es Montgomery viel weniger um seine Person ging, als um die Frage, daß unter Eisenhower ein Oberbefehlshaber der Front ernannt würde, welcher die Operationen im Armeeraum direkt leiten könne, ergibt sich aus der Darstellung auf p. 338 ff. Er erhob seine Einwände dagegen, daß von Granville aus, dem Hauptquartier Eisenhowers, 800 km hinter der Front, die Operationen geleitet werden könnten. Er wollte daher zwischen dem mit der schweren Fülle politischer, administrativer und wirtschaftlicher Probleme belasteten Eisenhower einen ausschließlich mit der Führung der Front betrauten Chef an der Spitze der alliierten Armeen. „Wenn ich für die Ernennung zum Front-Befehlshaber nicht in Frage komme, so möge die Aufgabe Bradley übertragen werden“. Aus diesem Satz ergibt sich einwandfrei, daß es Montgomery um die Sache und nicht um die Person ging.

Schließen wir mit dem Satze Montgomerys: „Zu den vornehmsten Pflichten eines Feldherrn gehört, etwas zu schaffen, was ich ‚Atmosphäre‘ nennen möchte, eine Atmosphäre, in der sein Stab, seine Unterführer und seine Truppen zu leben, zu schaffen und zu kämpfen haben... Von ausschlaggebender Wichtigkeit ist, daß der Oberbefehlshaber sich stets davor hütet, in Detailfragen verwickelt zu werden. Er muß einen großen Teil seiner Zeit auf ruhiges Überlegen und Nachdenken verwenden können.“

Karl Brunner.

Englische Kriegsbücher

Eine stattliche Anzahl Kriegsbücher in englischer Sprache liegt vor uns. Die Verfasser sind bis auf zwei Franzosen, *Brilhac* und *Kessel*, britischer Herkunft oder die Bücher sind von britischen Amtsstellen herausgegeben. Obwohl diese Bände vom Bildbuch über die Reisebeschreibungen bis zum phantastisch-abstrakten Roman die verschiedensten Buchtypen umfassen, scheint doch ein Ding ihnen gemeinsam zu sein: die Verfasser hatten das Verlangen, ihr Kriegserleben mitzuteilen. So wenig die Engländer und die Franzosen den letzten Krieg gewollt haben, so sehr hat aber das Erlebnis des Krieges Einzelne unter ihnen wiederum gepackt. Es scheint uns das fast ein Beweis dafür zu sein, daß es immer wieder Kriege geben wird, solange Menschen ihren Kriegserlebnissen Seiten abgewinnen können, die ihnen so bemerkenswert und positiv erscheinen, daß sie sie anderen mitteilen wollen. Sie tun dies auf verschiedene Art. *Kessel* als der bekannte Schriftsteller, *Bates* nach vollem jugendlichem Erleben und *Fergusson* mit dem Akzent auf dem rein Militärischen. Vergessen wir nicht *Freya Stark*, deren Kriegs-, Reise- und Nachrichtendienst-Beschreibung einen starken und guten Eindruck hinterläßt, und *Kenedy Shaw*, der den Krieg von der sportlichen Seite nimmt und junge Leute dazu bringt, zu denken: «Da wäre ich auch gerne dabei gewesen».

Von Buch zu Buch trifft man auf einen Geist des Wagens, des Wissens um Leben und Tod, aber ohne Wagnerische Dramatisierung. Die Pflichterfüllung als ruhige Selbstverständlichkeit charakterisierte die britische Kriegsführung von jeher und wir finden sie auf die verschiedenste Art in den vorliegenden Büchern, in einer uns zusagenden Art wiedergespiegelt¹⁾.

Gottfried v. Meiss.

¹⁾ H. E. Bates: Fair stood the wind for France. Joseph, London. — Jean Brilhac: The Road to Liberty. Davies, London. — Rich. Dimbleby: The Waiting Year. Hodder and Stoughton, London. — Bernard Fergusson: Beyond the Chindwin. Collins, London. — David Halley: With Wingate in Burma. Hodge, London. — Kennedy Shaw: Long Range Desert Group. Collins, London. — Joseph Kessel: Army of Shadows. Cresset Press, London. — John Moore: Escort Carrier. Hutchinson, London. — Freya Stark: East is West. Murray, London. — Rex Warner: Why was I killed? Lane, London. — Merchant Airmen, The Air Ministry Account of British Civil Aviation 1939—1944. — The Royal Indian Air Force at War. Account of Air Operations in South-East Asia. — The W. A. A. F. in Action. Adam and Black, London.

Schweizerische Literaturwissenschaft im zweiten Weltkrieg

Die Bemühungen um die deutsche Geistesgeschichte sind in der Zeit des hermetischen Abschlusses unserer Grenzen keineswegs geringer geworden, im Gegenteil, die Schweiz ist sich vielleicht deutlicher als je ihrer zwiefachen Aufgabe bewußt geworden: sich auf die großen Werte der einheimischen Literatur und auf den schweizerischen Beitrag zur europäischen Kultur zu besinnen und diejenigen Werte der deutschen Geisteskultur in Schutz zu nehmen, die von der Barbarei des totalitären Staates am meisten bedroht waren. Freilich wird erst eine spätere Generation die Leistungen zu würdigen vermögen, die die Schweiz als Hüterin kostbarer Geistestradition im Laufe der vergangenen Jahre vollbracht hat. Und noch hat ja diese ihre Aufgabe, Kostbarstes vor schwerster Bedrohung durch die Kulturlosigkeit zu behüten, nicht aufgehört!

Als kostlichen Fund möchten wir das *Lebensbild* und die *Auswahl aus Briefen und Schriften Karl Viktors von Bonstetten* bezeichnen, die der Zürcher Pädagoge *Willibald Klinke* geliefert hat¹⁾. Wenn Bonstetten zwar nicht den größten schöpferischen Geistern seiner Zeit beizuzählen ist, so ist dieser weltoffene und so überaus sensible Berner Aristokrat umso bedeutsamer als Exponent und als Spiegel des Zeitalters der Großen Revolution. Ergriffen vom Geiste der Freiheit, offen allen lebendigen Strömungen gegenüber, angewidert vom kleinlichen Konservativismus des damaligen bernischen Adels und doch begabt mit jenem feinen Takt des Abkömlings einer kulturtragenden Familie, hat er die Stürme der Revolution mit seltener Intensität erlebt. Bonstetten hat das Weltbürgertum nicht verkündet, aber er hat es wie kein anderer ideal verkörpert. Vom Formate seines Wesens zeugt am schönsten die Tatsache, daß er sozusagen mit allen führenden Geistern Europas verkehrte, mit Mme de Staël so gut wie mit Voltaire und dem schwärmerischen Mathisson, mit Joh. v. Müller wie mit Pestalozzi. Man möchte daher dem Werk, das Klinke mit aller wünschbaren Gründlichkeit bearbeitet, ausgewählt und kommentiert hat, eine größere Anerkennung wünschen, als dies bis anhin sichtbar geworden ist.

Die Bemühungen um Gotthelf als der markantesten und eigenartigsten Erscheinung der schweizerischen Literatur nehmen ihren Fortgang; die Gotthelf-Renaissance ist noch keineswegs verebbt. Den großen Würfen von Muschg, Günther und Guggisberg folgen in ununterbrochener Reihe monographische Untersuchungen, die von einzelnen Werken oder von Detailfragen aus das Wesen dieses eigenartigen Genius zu erfassen suchen. Diese Beiträge sind umso wertvoller, als Gotthelf noch längst nicht in seinem ganzen Ausmaß erforscht ist. Noch immer entzieht er sich einer zureichenden Etikettierung. Der deutliche Ausdruck einer zu unmittelbarem Erlebnis gewordenen Begegnung mit dem Epiker von Lützelflüh ist *Paul Baumgartners* Untersuchung über Gotthelfs Spätwerk „Zeitgeist und Bernergeist“²⁾. Im ersten Teil unternimmt es der Verfasser, die historische Situation, die das Werk zur Voraussetzung hat, vor allem die Entwicklung des Radikalismus im Kanton Bern, herauszuarbeiten. Wir verspüren die frische Entdeckerfreude, die den Verfasser leitete, und sind ihm dankbar für sein umfassendes historisches Wissen. Aber vielleicht wurde es, wie dies der Verfasser selber bekannt, etwas zu rasch hingeworfen. Manchmal vermißt man eine feste Linienführung, die auch einer wissenschaftlichen Untersuchung wohl ansteht; vielleicht wäre bei einer wirklichen Beschränkung der Untersuchung auf „Zeitgeist und Bernergeist“ das Ergebnis klarer geworden. An einigen Stellen geht der Verfasser den Dingen zu wenig auf den Grund, z. B. wenn er (S. 108) sagt, Gotthelf ahne nichts von einer metaphysischen Schuld. Wie soll man dann eine Gestalt wie Elsi oder den Knaben des Tell deuten? Auch habe ich den Eindruck, daß Baumgartner etwas zu einseitig urteilt, wenn er immer wieder den Wirklichkeitssinn des Dichters betont. Gotthelfs Wächter-Amt, das der Verfasser so schön hervorhebt, ist bestimmt von einem klaren geistigen Gebäude aus. Man täusche sich nicht: sein Christentum ist beispielsweise klarer durchdacht, als

¹⁾ Karl Viktor von Bonstetten: Briefe, Jugenderinnerungen. Ausgewählt und mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Willibald Klinke. Francke, Bern 1945.

²⁾ Paul Baumgartner: Jeremias Gotthelfs Zeitgeist und Bernergeist. Eine Studie zur Einführung und Deutung. Francke, Bern 1945.

man gemeinhin annimmt! Nur ist dieses Weltgebäude uns Kindern einer materialistischen Epoche schwer zugänglich geworden. — Und doch, ungeachtet dieser Mängel im einzelnen, ist die Aufgabe, die sich Baumgartner gestellt hat, sicher erfüllt. „Zeitgeist und Bernergeist“ ist in seiner fundamentalen erzieherischen Bedeutung erkannt und die überzeitliche Gültigkeit des gedanklichen Gehalts überzeugend dargestellt worden.

Einen ganz anderen Weg beschreitet die Zürcher Dissertation von *Marianne Baumann*, die es unternommen hat, dem Wesen und der Funktion des Traumes bei Gotthelf nachzugehen³⁾. Die Verfasserin hat mit viel Liebe und Gründlichkeit sämtliche Schriften nach Traumstellen abgesucht, wobei ihr auch die einzige Briefstelle, wo der Dichter von einem eigenen Traum berichtet, nicht entgangen ist. Dankbar wird man auch für die knappe Zusammenstellung der einundvierzig Traumstellen sein, die genauer untersucht wurden. Mit Recht hat sie sich auf die eigentlichen Träume beschränkt und die Halluzinationen und Visionen weggelassen. Die Verfasserin hätte in dieser Richtung sogar noch weiter gehen dürfen und sich auf die Interpretation einiger weniger Träume beschränken können. Die Gefahr, etwas allzu kurze und einseitige Urteile zu fällen, wäre dabei geringer gewesen. In dem gegebenen Rahmen einer Dissertation war es kaum möglich, das Wesen der gott helfischen Träume erschöpfend darzustellen. So scheint uns vor allem der Vergleich mit der Traumpychologie Jung'scher Provenienz unzureichend. Man kommt nicht um die Vermutung herum, die Verfasserin bedaure Gotthelf, daß er der modernen Traumpychologie nicht mehr teilhaftig werden konnte — als ob sein Genie dies nötig gehabt! Daß Anne Bäbi „die reinste Inkarnation von Jungs psychologischen Theorien darstelle“, müßte erst noch erwiesen werden. Auch wird man der mehrfach formulierten Behauptung, der Dichter habe den Traum nie ästhetisch verwendet, kaum mit Ernst zustimmen können; da dürfte jede angeführte Stelle dagegen sprechen. — Auch dem sprachlichen Ausdruck sollte in einer Doktorarbeit mehr Sorgfalt erwiesen werden. Ausdrücke wie „samt seines Tuns und Treibens“ (S. 46) und die Satzeinleitung „Oder aber auch ...“ (S. 101) sollten die Maschen des Prüfungsnetzes nicht passieren.

Wenn *Winckelmanns* Anschauungen von der antiken Kunst in manchen Be langen überholt erscheinen, da ihm selbst sozusagen keine griechischen Originale gegenwärtig waren, und wenn selbst die neuhumanistische Einstellung Goethes zur Antike uns in mancher Hinsicht veraltet erscheint, so sind doch viele grundsätzliche Erkenntnisse des Begründers der wissenschaftlichen Kunsttheorie von bleibender Bedeutung. Und Winckelmanns Bild der Antike hat in einem Maße die deutsche Klassik bestimmt, daß sie geradezu zu einem ihrer wesentlichen Bestandteile geworden ist. Goethe selbst hat die Bedeutung des Mannes erkannt und ihm in dem 1805 erschienenen Entwurf zu einer Monographie ein Denkmal gesetzt, das ebenso aufschlußreich ist für Winckelmann wie für den Verfasser. Wie *Ernst Howald* in der sehr subtilen, umfangreichen und hellhörigen Einleitung zur vorliegenden Ausgabe hervorhebt, hat Goethe in Winckelmann selbst den antiken Menschen erkannt, und so wird diese Schrift zu einem höchst aufschlußreichen Zeugnis für die goethesche Menschendeutung. Hier entwirft er, noch nachhaltig beeindruckt vom eigenen Italien Erlebnis, jenes Bild eines in sich völlig gerundeten, ungebrochenen und ganz in der unmittelbaren Gegenwart aufgehenden Menschen humanistischer Prägung, von dem die deutsche Wesensart inzwischen so himmelweit abgerückt ist, eines Menschentums der Mitte, dem unsere in Extremen schwelgende Zeit wieder zustreben muß, wenn Europa gesunden soll⁴⁾.

Die Beziehungen der deutschen Dichtung zur Schweiz suchte, nachdem die lebendige Kulturgemeinschaft bereits zerbrochen war, der Verlag *Huber* in *Frauenfeld* aufrecht zu erhalten. Möge die Reihe „*Die Schweiz im deutschen Geistesleben*“ bald in anderer Form wiedererstehen! *Eduard Berend* klärt in einer knappen und doch gründlichen und soliden Untersuchung die wechselseitigen Beziehungen zwischen *Jean Paul* und der Schweiz ab⁵⁾. Dabei gelingt der Nachweis, daß dieser typischste

³⁾ Marianne Baumann: Der Traum im Werk von Jeremias Gotthelf. *Haupt*, Bern 1945.

⁴⁾ Winckelmann von Goethe. Mit einer Einleitung von Ernst Howald. *Rentsch*, Erlenbach-Zürich 1943.

⁵⁾ Eduard Berend: Jean Paul und die Schweiz. *Huber*, *Frauenfeld* 1943.

Vertreter der deutschen Spätromantik grundlegende Anregungen in der Schweiz geholt hat, obschon er dieses Land seiner Sehnsucht nie betrat und ihm die spätere politische Entwicklung, die Abkehr der Schweiz vom alldeutschen Gedanken, nicht behagte. Abgesehen von den literarischen Anregungen, die ihm vor allem Albrecht von Haller und Rousseau boten, waren es persönliche Beziehungen die ihn mit der Schweiz verknüpften. Unter diesen ragt wohl als originellste diejenige mit Joh. David Mumenthaler, dem Ammann von Langenthal, hervor, der seine sämtlichen Schriften sammelte und ihm seine Verehrung mit Schweizerkäse bezeugte. Man möchte wünschen, die Einwirkungen Jean Pauls auf die Sprache Gotthelfs und Gottfried Kellers wären noch etwas eingehender untersucht worden, da er doch wohl gerade hier am nachhaltigsten wirkte. Aber die Arbeit wird, solange man wenigstens Jean Paul liest, gerade wegen ihrer unaufdringlichen Schlichtheit und Knappheit, ihren Wert behalten.

Wenn es jahrzehntelang das Hauptanliegen der Literaturwissenschaft blieb, dem individuellen Wesen des Dichters und den besonderen Denk- und Kunstformen der einzelnen Epochen, der *einmaligen* Erscheinung, zu ihrem Recht zu verhelfen, so ist dies nicht zuletzt der Ausdruck einer Epoche, die mehr und mehr einem bindungslosen Individualismus anheimfiel. *Hermann Augustin* geht den entgegengesetzten Weg: nicht was ihm als psychische Eigenart anhaftet, macht den Dichter, sondern Dichtertum erreicht dort die höchste Form, wo es den Grundkräften der europäischen Geistestradiion am stärksten verpflichtet ist⁶⁾. Dort, wo antike Geistigkeit und Christentum zu einer untrennbaren Einheit verschmolzen sind, und wo es dem Dichter gelingt, seinen Anschauungen vom Kosmos klare Gestalt zu geben, dort allein besteht ein starkes, weltschaffendes Dichtertum. Damit aber wendet sich Augustin vom reinen Ästhetizismus ebenso wie von jeglicher psychologisierenden Betrachtungsweise ab. Der dichterische Schöpfer höchster Ordnung holt seine besten Kräfte allein aus der Religion und aus einer frommen Geistigkeit. So verfolgt Augustin das „*fromme Weltbild*“ von seinen ersten Anfängen in Europa bei Homer und den Vorsokratikern, bei Platon und Aristoteles, bei Augustin, bei Thomas von Aquino, bei Franz von Assisi und bei den deutschen Mystikern, vor allem aber bei Dante und Goethe, um schließlich in der Kunst und Gedankenwelt *Adalbert Stifters* zu gipfeln, in dessen Epik die philosophisch geklärte reine Frömmigkeit eine letzte unvergängliche Prägung gefunden hat. Stifter ist im Gegensatz zum dämonischen Zerstörer Nietzsche einer der letzten großen Bauleute am geistigen Dom Europas und ein Ringer wider die zerstörerischen Mächte des Nihilismus, die er heraufkommen sah, der letzte jener Schöpfer, für die alleinige Grundlage alles Schönen das Sittliche ist. „Das ethische Epos blüht in Stifter wieder auf“. — Man mag an vielen etwas abrupten Formulierungen Anstoß nehmen und manches Urteil im Einzelnen zu gewagt finden, wie jenes über den „mutterrechtlich gesinnten Vergil“ (S. 218) oder jenen Vergleich Stifters mit Franz von Assisi: „Wie der Heilige von Assisi zu den Aussätzigen ging, so geht der Maler in den ‚Nachkommenschaften‘ ins Moor“. Auch wird man gerade hier in einem so weit gespannten Buch die Stellenangaben für die durchwegs gut gewählten Zitate vermissen: aber das sind Äußerlichkeiten, die den bedeutenden Wurf nicht tangieren. Ein Buch, das, inmitten kriegerischer Wirrnisse entstanden, mit Stifter davon redet, daß der große goldene Strom der Liebe, der in den Jahrtausenden bis zu uns herabgeflossen, die *Regel* und der Haß, der in tausend Büchern aufgeschrieben worden, die *Ausnahme* sei, ein solches Buch und eine solche Ästhetik muß aus dem Chaos der Gegenwart zu neuer Ordnung die Richtung weisen.

Karl Fehr.

Schweizer Heimatbücher

Es ist kein leichtes Unterfangen, eine so komplizierte Dichternatur wie diejenige *Conrad Ferdinand Meyers* auf wenigen Seiten so zu umreißen, daß sich vor dem Auge des Lesers ein plastisch wirkendes Bild abhebt. *Alfred Zäch* ist dies aber in seinem einleitenden Textteil zu dem vorliegenden Bildbändchen in glücklicher Weise gelungen. Einem kurzen Lebensabriß folgen Abschnitte über die Wesensart

⁶⁾ Hermann Augustin: *Dante, Goethe, Stifter. Das fromme Weltbild des Dichters.* Schwabe, Basel 1944.

des Künstlers, über seine Weltanschauung, seinen Schaffensprozeß, über seinen Formensinn. Und so rundet sich uns die Persönlichkeit des Dichters zum Ganzen. Die Bilder werden jeden Meyerverehrer ansprechen, gehen sie doch den Spuren seines Lebens und Schaffens liebevoll nach, von den vornehmen Patrizierwohnungen des Dichters am Zürichsee bis zur Ufenau, dem Wohnsitz seines Hutten, und zu den Landschaften Bündens, die im «Jenatsch» eine Rolle spielen, oder den Dichter selber zu Ferienfahrten hergelockt haben. Und gern wird man sich immer wieder in des Dichters sympathische Gesichtszüge vertiefen, sei es auf seinem Jugendbildnis oder denen des schon berühmten Künstlers in seinem Kilchbergerheim¹⁾.

In liebevoller, poetischer Charakterisierung haben *Ernst Flückiger* und der Photograph *A. Wildanger* den Reiz *Murtens*, der Kleinstadt am See, eingefangen. Es gibt Bilder, die uns das wehrhafte Murten zeigen mit seinen Wachttürmen und Wehrgängen, die an die Belagerung und Schlacht von Murten erinnern, und wieder andere, die mehr das Romantische betonen, die verträumten Gäßlein, in denen einst Jeremias Gotthelf als Knabe gespielt hat und die lauschigen Uferpartien am See. Und in freudigem Stolz auf dieses sein Murten führt uns der Verfasser von einer Schönheit zur andern und durch die Vergangenheit und Gegenwart der „lieben Stadt am See“²⁾.

Ein sorgfältig ausgewähltes Bildmaterial veranschaulicht das Doppelgesicht des mittelalterlichen Städtchens *Avenches* mit seinem ausgedehnten Ruinenfeld aus römischer Zeit. *Pierre Chessex* hat es aus gründlichster Kenntnis heraus verstanden, auf wenigen Seiten eine klare Übersicht zu geben über die Wandlungen, die im Laufe der Jahrhunderte mit dem alten Aventicum vor sich gegangen sind. So regen Bild und Textteil an zu eigenen Entdeckergängen an Ort und Stelle. — Ins Deutsche übertragen wurde das Buch von *André Arnaud*³⁾.

Solothurn, die „goldene Märchenstadt“ Carl Spitteler's, spricht aus dem Bilderbuch von *Hans Enz* zu uns, mit dem intimen Reiz ihrer Kirchen und Klöster, ihrer Türme und Tore. Die durchwegs künstlerischen Aufnahmen bringen uns immer wieder zum Bewußtsein, wie sehr das Stadtbild beherrscht wird von der St. Ursenkirche, die als italienischer Barockbau aus Solothurner „Marmor“ der Stadt an der Aare ein geradezu südliches Gepräge verleiht. Antlitz und Überlieferungen dieser, laut einem Ausspruch des Humanisten Glarean, „ältesten Stadt in keltischen Landen“ werden im Textteil in fesselnder Weise vom Verfasser gedeutet⁴⁾.

In dem Buche von *Albert Sautier: Immerwährender Kalender von La Forcla* werden wir durch Bild und Wort in den Kreislauf der jährlichen Arbeit einer Walliser Berggemeinde eingeführt. „Der Bauer von La Forcla baut sich seine Wohnung selber, Vieh und Acker ernähren ihn, die Wolle seiner Schafe und sein gepflanzter Hanf kleiden ihn“. Sitten und Gebräuche sind seit Urväterzeiten dieselben und zum Teil höchst originelle geblieben. „Wohl nirgends sonst hat sich eine vollkommen geschlossene und abgeschlossene wirtschaftliche Gemeinschaft so rein erhalten“. Dieses Leben ist freilich hart, „aber die Sicherheit und Unabhängigkeit, die es gewährleistet, geben diesen Menschen Glück, Heiterkeit und Selbstbewußtsein, wie nur die schöpferische Arbeit es vermag“. — Die Aufnahmen, welche sämtlich vom Verfasser stammen, sind in bunter Folge bald mehr von ästhetischen, bald mehr von instruktiven Gesichtspunkten bestimmt. Das Titelbild, der Kopf eines jungen Mädchens von La Forcla mit der alten Huttracht, ist eine Zeichnung von der Hand des Berners *Rudolf Mumprecht*⁵⁾.

Helene v. Lerber.

¹⁾ Alfred Zäch: Conrad Ferdinand Meyer. Nr. 7 der Schweizer Heimatbücher.

²⁾ Ernst Flückiger: Murten. Nr. 9 der Schweizer Heimatbücher.

³⁾ Pierre Chessex: Avenches. Nr. 10 der Schweizer Heimatbücher.

⁴⁾ Hans Enz: Solothurn. Nr. 11 der Schweizer Heimatbücher.

⁵⁾ Albert Sautier: Immerwährender Kalender von La Forcla. Nr. 13/15 der Schweizer Heimatbücher. — Die wertvolle Reihe Schweizer Heimatbücher erscheint, gleich wie die Reihe Berner Heimatbücher, im Verlag Haupt, Bern. Redaktion.